



DIE INSEL DER GLÜCKSELIGEN

Donnerstag, 6. April 2017 – Guja Pahar (Indien)

21.603607,83.899086

Manche Vorstellungen blähen sich in meinem Kopf zu so schönen Hüllen auf, dass ich sie fast zwanghaft mit etwas Realität füllen muss – auch wenn ich weiß, dass die Wirklichkeit oft mit groben Schlägen plättet, was die Phantasie mit feinsten Ziselierkunst in Form getrieben hat.

Die Kuh hat es nicht gut in Indien, vor allem in den Städten nicht. Meist steht sie völlig apathisch auf einer Kreuzung herum, ein Hupkonzert in den Ohren, einen Abgascocktail in der Nase, Metallstaub im Fell, Müll auf der Zunge. Oder sie liegt in einem Bett aus Abfällen, klapdurr, mit Verletzungen an den Beinen, Ausschlägen auf der Haut und kaut geduldig eine rotblaue Kartonschachtel, die einst eine Pizza von Domino's durch die Welt befördert hat. Man braucht kein Kuhflüsterer zu sein, um zu ahnen,

wie schlecht es um Körper und Psyche dieser Tiere bestellt sein muss.

Warum man diese Geschöpfe in den Städten solche Qualen leiden lässt, hat mir noch niemand schlüssig erklären können. Sollen die Rinder daran erinnern, dass Indien im Grunde eine Agrar-Gesellschaft ist? Sollen sie ein Ausdruck der Spiritualität des Landes ein? Sind sie dazu da, den Verkehr zu beruhigen? Oder geht es darum, dass die Menschen ihr Karma verbessern können, indem sie dem armen Vieh ein paar Küchenabfälle hinstellen?

Auch auf dem Land haben es die Hausrinder nicht gerade leicht, vor allem dort nicht, wo sie als Arbeitstiere eingesetzt werden. Gut, vor Bolzen und Metzgermesser sind sie an den meisten Orten sicher, denn ein gläubiger Hindu schlachtet keine Kuh. *Aghnya* heisst *Bos taurus* in Sanskrit, «die



Unantastbare». Was aber offenbar nicht bedeutet, dass man das Tier nicht schlagen darf: Ich habe in keinem anderen Land so viel Wut gesehen, die sich auf Rinderrücken ausgetobt hat, wie in Indien.

In einem märchenhaften Wald im Herzen Odisha habe ich eine Szene erlebt, die mir heute noch die Tränen in die Augen treibt, wenn ich daran zurückdenke. Ein Bauer versuchte ein Gespann aus zwei Kühen durchs Dorf zu treiben, mit Joch und Deichsel, aber ohne Wagen oder Pflug. Das Duo verhedderte sich in einem Teil des Geschirrs, geriet in Panik und begann kreuz und quer über die Straße zu traben. Der Bauer, ein hageres Bürschlein, fing an zu schreien und mit einen dicken Knüppel auf den Rücken der einen Kuh einzuschlagen. Das brachte das unglücklich verbundene Gespann noch mehr durcheinander, es lief gegen einen Erdwall an und blieb stecken. Der Bauer schlug so lange auf das Tier ein bis es sich zu Boden fallen ließ und zwar so, dass es alle vier Beine nach hinten ausstreckte und sein Kopf mit dem Kiefer flach auf der Erde zu liegen kam. Ich habe noch die eine Kuh in einer solchen Position gesehen. Mir war, als stelle sie sich nicht nur tot, als müsse sie wirklich vor Angst gestorben sein. Aber die umstehenden Bauern lachten.

Und dann habe ich von dieser Insel gehört, die beim Aufstauen des Wassers im Norden des Hirakud-Dammes bei Sambalpur entstanden sein soll. Die Bauern, die alle Hände voll damit zu tun hatten, ihren Haushalt aus der Überschwemmungszone zu schaffen, ließen einige Tiere auf einem Hügel zurück. Aus dem Hügel wurde eine Insel und die Kühe blieben ihrem Schicksal überlassen. Anstatt einzugehen, wie es sich für herrenlose Haustiere gehört, entwickelten sie sich offenbar prächtig weiter, vermehrten sich freudig und veränderten sich. Sie wurden grösser, bekamen mächtigeren Hörner und ein weißes, kräftiges Fell. Auch lernten sie, sich schnell und mit großer Geschicklichkeit durch den Wald zu bewegen. Nach einiger Zeit versuchten die Bauern, die verwilderten Tiere wieder einzufangen, doch die Rinder entzogen sich geschickt jedem Zugriff. Die Geschichte dieser *Cattle Island* wird in jedem Prospekt erzählt, der die Attraktionen in der Provinz Sambalpur schildert. Und der Ort wird als ein «natürliches Wunder» bezeichnet. Tatsächlich ist die Vorstellung von riesigen, vor Gesundheit strotzenden Kühen, die sich blitz-

schnell durch den Wald bewegen, außerordentlich einnehmend – vor allem, wenn man sich das Bild der tristen Stadtkühe daneben vergegenwärtigt. Wer je Rinder erlebt hat, die, nach einem langen Winter im Stall, zum ersten Mal wieder hinaus auf die Wiese dürfen, der weiß, welche Freude diese Tiere ausstrahlen können.

Ich wusste sofort, dass ich diese Insel der glückseligen Kühe sehen musste und fuhr also von der Bundeshauptstadt Bhubaneswar per Bahn nach Sambalpur – sechs Stunden dauert die Reise, kurz vor Mitternacht traf ich ein. Am nächsten Tag saß ich erst in zwei dunklen Büros des Tourism Board, später sprach ich im Rathaus vor, dann machte ich drei Beamten der Dammbehörde meine Aufwartung und holte mir zuletzt auch noch den Segen der Polizei. Alle wussten von Cattle Island, doch keiner hatte die Insel besucht. Niemand konnte mir sagen, wie man dorthin gelangte. Doch waren sich alle einig, dass man es wohl am besten von einem Ort namens Tilia aus per Boot versuchen sollte – mit Hilfe der dortigen Fischer. Ich heuerte einen ersten Chauffeur an, der mich – als er endlich begriff, wohin die Reise gehen sollte – unvermittelt wieder nach Sambalpur zurückbrachte. Der zweite war willens, mich zu fahren, doch erhielt er nach etwa einer Viertelstunde einen Anruf, der ihn aus mir unbekanntem Gründen zur Umkehr zwang. Erst mit der dritten Kutsche gelangte ich richtig aus der Stadt heraus – beschützt von Sai Baba, dessen gütiges Gesicht über dem Tachometer klebte, und beschleunigt von einem fliegenden Hanuman, der am Rückspiegel baumelte. Unterdessen war es Abend geworden und wir hupten uns durch ein goldenes Licht an schwer beladenen Lastwagen, Kohleminen, Stahlwerken und Atommeilern vorbei bis nach Belpahar, wo wir die Nacht verbrachten. Am nächsten Morgen fuhren wir in aller Frühe los, gondelten lange durch lichte Wälder, glitten durch Reisfelder, kamen an weiteren Kohlefeldern vorbei und durchquerten zahllose kleine Dörfer – bis wir endlich nach Tilia gelangten, das indes gar nicht am Ufer des Stausees lag, sondern einige Kilometer vom Wasser entfernt. Fischer gab es hier keine. Und kein Mensch in Tilia schien zu wissen, wie man auf Cattle Island gelangen könnte. Mein Fahrer betrachtete seine Aufgabe als erfüllt und wollte sofort nach Sambalpur zurückkehren. Ich aber beharrte und wir kamen schließlich über-



ein, dass er mich wenigstens bis zum Deich hinter Tilia fahren solle, von wo aus ich die Insel aus der Nähe würde sehen können. Wir fuhren über Strassen, die immer enger wurden. Dann über Pisten mit Löchern, die mehr und mehr zu Löchern mit etwas Piste wurden. Schließlich über Wege, die sich immer weniger von der sie umgebenden Landschaft unterschieden. Endlich gelangten wir an einer Tempelanlage namens Guja Pahar vorbei zum Ufer des Sees, wo ein paar mächtige Gesteinsbrocken jede Weiterfahrt verhinderten.

Und jetzt sitze ich da, im Schatten eines Strauchs, an dem braune Schoten baumeln, die ein wenig an Tamarinde erinnern. Mein Fahrer hat das Auto etwa fünfhundert Meter von hier unter einem mächtigen Baum abgestellt und wartet dort ungeduldig auf meine Rückkehr. Auf dem letzten Kilometer sind uns Hunde gefolgt, friedlich, ohne zu bellen, vermutlich aus reiner Langeweile. Dann kamen Ziegen dazu, die ebenfalls hinter uns her durch den Staub getrabt sind. Nun stehen und liegen die Tiere um den Wagen herum, der vor Hitze knackst und einen heftigen Benzinduft verströmt. Ich habe meine Ausrüstung auf der Rückbank gelassen, um dem sichtlich nervösen Chauffeur so zu versichern, dass ich gleich wiederkommen werde.

Er hat mir deutlich gemacht, dass es für ihn jetzt wirklich nur noch eine mögliche Fortsetzung unserer Reise gibt: die Rückfahrt nach Sambalpur.

Näher komme ich also nicht an die Insel der glücklichen Kühe heran. Einige Meter von meinem Platz entfernt liegt ein Boot am Strand und ich überlege eine kühne Sekunde lang, ob ich es einfach kapern und damit zur Insel rudern soll. Doch für ein solches Abenteuer fehlt es mir einfach an Mut – und dem Boot wahrscheinlich an Paddeln. Über dem Kahn schiebt sich eine flache Landzunge ins Bild und erst dahinter erhebt sich meine Insel in den Himmel, von einem leichten Dunst umfungen. Ich bin viel zu weit entfernt, um Details erkennen zu können. Fast hundert Stunden und einige Tausend Rupien habe ich hingegeben, um diese Insel zu sehen. Jetzt liegt sie zwar vor mir, die fröhlich durchs Gebüsch tobenden Kühe aber sind in keiner Weise mehr Realität als noch vor vier Tagen.

Als ich eben aufbrechen will, um meinen Chauffeur aus seinem Tierpark zu befreien, taucht ein seltsames Paar vor mir auf: ein etwa zehnjähriges Mädchen führt einen alten Mann an der Hand über den schmalen Weg, der vom Ufer zu meinem Sitzplatz führt. Der Alte dürfte wohl hundertjährig sein – wobei ich einräumen muss, dass ich alle dür-



ren Alten in Indien immer für Hundertjährige halte. Sein schlaksiger Körper ist in weiße Tücher gehüllt, nur um die Stirn hat er sich einen safrangelben Schal gebunden. Mit seiner Rechten hält er einen schwarzen Regenschirm hoch, der die zwei vor der Sonne schützt. Sein schneeweißer Bart zuckt im Wind hin und her, seine Lippen sind konzentriert zusammengepresst und seine Augen huschen in ihren Höhlen auf und ab – offenbar ist er blind. Das Mädchen trägt eine Trainerhose, ein rosarotes Schneewittchen-T-Shirt und ein paar Kopfhörer, die es sich sorgfältig von den Ohren zieht als es mich sieht.

«Du bist wegen der Kühe hier, nicht wahr?», sagt die Kleine in anstrengungslosem Englisch und zapft zugleich am Arm des Alten, was ihn zum Stillstand bringt.

«Ist denn das Cow Island?», frage ich und zeige auf die Insel am Horizont.

«Ja, das ist sie. Mein Opa hat früher jeden Tag vor der Insel gefischt.»

«Und, hat er die Kühe gesehen?»

«Klar!»

«Wie waren sie denn so?»

Das Mädchen wendet sich dem Alten zu, dessen Lippen sich seit unserer Begegnung in ein Lächeln aufgelöst haben. Jetzt kichert er und beginnt

dann sehr schnell zu sprechen, mit einer melodiosen, fast etwas weiblichen Stimme. Gleichzeitig wiegt er seine Hüften hin und her, schwenkt den Schirm mit der einen, gestikuliert mit der anderen und zuckt immer wieder mit den Schultern. Er kommt mir wie ein Pantomime vor – nur die Augen, die er jetzt geschlossen hat, wollen dazu nicht passen.

«Es waren viele Kühe, mehrere hundert», übersetzt die Enkelin ganz ernst: «Sie waren in Gruppen unterwegs, oft sind sie wie Geister durch den Wald gehuscht. Manchmal sind sie auch ans Ufer gekommen, um zu trinken und zu baden. Wusstest du, dass Kühe ganz gute Schwimmer sind? Nach dem Bad haben sie sich im Ufergras gewälzt und dabei oft alle Viere in die Luft gestreckt. Hast du schon Kühe gesehen, die alle Viere in die Luft strecken, wie Hunde? Manchmal lagen sie lange so da und haben sich den nassen Bauch von der Sonne wärmen lassen. Manchmal haben sie auch richtige Tänze aufgeführt.» Der Alte faltet den Regenschirm zusammen, klemmt ihn wie ein Horn unter den Arm und beginnt sich mit kleinen Schritten um die eigene Achse zu drehen, ein Mal, zwei Mal, drei Mal, dann bleibt er stehen und spannt den Schirm wieder auf.

«Wenn ich frühmorgens, noch bei Dunkel-



heit, meine Netze auslegte, dann habe ich nur ihre Stimmen gehört – und mir war, als würden sie mir etwas zurufen. Ich bin auch manchmal an Land gegangen, doch kaum habe ich mich dem Ufer genähert, sind die Kühe im Wald verschwunden.»

«Und du? Hast du die Kühe auch schon gesehen?», will ich von dem Mädchen wissen.

«Nein, ich war noch zu klein, als sie plötzlich nicht mehr da waren. Großvater sagt, dass es eine Epidemie gab oder Raubtiere. Niemand weiß das so genau, denn es hat sich keiner auf die Insel getraut. Aber von dem Tag an, da die Kühe verschwunden sind, hat Opa vor der Insel auch keine Fische mehr fangen können. Und wenig später fing das mit den Augen an.»

Ob es denn heute noch Kühe auf der Insel gäbe, will ich wissen. Das Mädchen schüttelt den Kopf: «Nein, doch wer weiss, vielleicht sind sie ja auch nur unsichtbar geworden. Hast du ein Bonbon für mich?» Ich gebe ihr meinen Kugelschreiber, sie zuckt mit den Schultern, greift nach der Hand ihres Großvaters und zieht ihn davon.

Ich gehe schnell zum Auto und behändige meinen Fotoapparat. Doch als ich zurück bin, sind die zwei bereits zu weit weg. Ich nehme ein paar Bilder der Landschaft auf. Seltsamerweise wirkt die Insel

durch mein Teleobjektiv sogar noch weiter entfernt als von bloßem Auge.

Mein Fahrer ist sichtlich erleichtert, als wir endlich den Rückweg antreten. Fröhlich hornt er sich durch den Nachmittagsverkehr in Richtung Sambalpur zurück. Ohne Pause, dann und wann nur öffnete er schnell die Wagentüre und spuckt einen leuchtend orangen Strahl Betelnussensaft auf die Straße. Hypnotisiert von Super-Hanuman, der am Rückspiegel hin und her baumelt, versinke ich auf der Rückbank in einen kurzen Schlaf. Ich träume von einer Kuh, die alle Viere in die Luft streckt, aber sie ist tot und ballonartig aufgebläht. Plötzlich schlüpft aus ihrem Bauch ein Affe mit blutrotem Gesicht. Er grinst mich an, imitiert mit seinen Lippen ein lautes Furzgeräusch und springt davon. Nach Luft schnappend wache ich auf. Manche Geschichten nehmen einfach kein gutes Ende. Ich hätte wirklich bis zu dieser Insel vordringen müssen. Oder ich hätte mich mit der Vorstellung zufriedengeben sollen, die sich meine Phantasie ganz zu Anfang von ihr gemacht hat. Nun aber ist, auf eine Weise, dich ich selbst nicht richtig verstehe, über das Bild dieser Insel etwas Düsteres und Untröstliches gekommen. Doch wer weiß, vielleicht ist das halt einfach die Dynamik des Glückseligen.